

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Straßburger neueste Nachrichten. Kreisausgabe Molsheim. 1942-1944 1943

52 (21.2.1943) Sonntag am Oberrhein

SONNTAG AM OBERRHEIN

STRASSBURGER NEUESTE NACHRICHTEN • 21. FEBRUAR 1943

EIN KLEINES LIED

Eine wahre Begebenheit aus diesen Tagen, erzählt von Richard W. Tries-Styrum

Tausend Fäden verbinden den deutschen Menschen mit seiner Heimat, und wollte er sie zerreißen oder gar zerschneiden, um nimmermehr an Vergangenes erinnert zu werden, es kommt ein Tag, da zieht es ihn wieder mit eben diesen tausend Fäden nach der Heimat zurück. Wohl ihm, wenn dann die Türe zum Heimathause offensteht, er ausruhen kann vom Kampf in der Fremde und Ruhe findet an den Stätten seiner Kindheit.

An diese Worte des in meiner Heimat, dort an den breiten Niederungen des Rheins, sehr wohl bekannten „Auswanderers“ mußte ich denken, als wir an einem noch in den Abend nachsendenden Sonntag des Juli 1940 im kleinen Wirtshaus unweit des Place St. Sulpice, abseits vom Lärm der Boulevards, und doch inmitten dieser so seltsamen Stadt Paris saßen, in das wir gegangen waren, wiewohl es keinen besonders einladenden Eindruck machte, die Glut des Tages bei einem Glas Bier zu erstickten.

Wir waren Soldaten, der Dienst beendet, und obgleich wir wußten, daß das in Paris zum Ausschank kommende Bier weder mit einem kühlen Glas Dortmunder, noch mit frisch-schäumendem Münchener zu vergleichen war, fanden wir es nach dem heißen Tag köstlicher, wie den so lieblichen Spätburgunder, für den wir sonst eine Vorliebe hatten.

Man mußte einige Stufen abwärts steigen, um in die Wirtsstube zu gelangen. Im niedrigen, langgestreckten Raum, der kaum zwei Meter breit sein mochte, standen die sauberen kleinen Tische wohl ausgerichtet längs der linken Fensterseite und warteten darauf, daß die Gäste kamen, die hier tagsüber sehr selten zu sein schienen.

Wir hatten schon eine kleine Weile an zwei aneinandergeschobenen Tischen Platz genommen, ohne daß sich der Wirt oder ein Kellner gezeigt hätte; machten unsere Witze und summten ein altes Soldatenlied, das von „Suff und Fraß“ und was sonst der Landsknecht haben muß, Kunde gab, vor uns hin. Wer mag heute noch zu sagen, ob das kleine unscheinbare Männlein von Wirt, das endlich müde angeschlurft kam, von unserem Gebrumm angelockt wurde, oder ob es seiner Gewohnheit entsprach, dann und wann einmal einen Blick in sein Lokal zu werfen. Nachschau zu halten, ob nicht doch einmal ein Gast sich zu ihm verirrt. Wir jedenfalls hatten zunächst den Eindruck, wurden auch durch sein mehrmaliges „Que désirez-vous“ darin bestärkt, daß wir es mit einem etwas schwerhörigen alten Mann zu tun hatten und gaben ihm zu verstehen, daß wir „bière blonde“ trinken wollten.

Er sah uns eine Weile wie ungläubig an, Gott mag wissen, was in der Seele des Bacchusknechtes vorging, dann schüttelte er den weißhaarigen Schopf, hob die Schultern ein wenig und verschwand in den dunklen Gang, der zu seinen Privaträumen führen mochte. Sei es, daß uns die Glut des Tages besonders ermüdet oder gar der Dienst im Kommando ein übriges getan hatte, jedenfalls waren wir nicht willens, die Schankstube zu verlassen, ohne den inzwischen stärker gewordenen Durst gestillt zu haben. Einstweilen sah es zwar nicht danach aus, als sollte unser Wunsch bald in Erfüllung gehen, denn der Alte kam nicht zurück. So wurde aus unserem Gebrumm langsam Gesang, denn schon immer blieb es nach alter Soldatenweise: „Wenn die Landsknecht singen, sitzen sie in Klumpen, wenn die Sternlein blinken, schwingen sie die Humpen.“ Allein wir hielten es zunächst nur mit dem Lied, ohne

eigentlich recht daran erinnert zu werden, daß der Alte uns vergessen zu haben schien.

Minuten waren vergangen, der Bacchusknecht, wir nannten ihn bereits „unseren Alten“, kam nicht. Dann aber stand plötzlich ein junges Mädchen vor uns. Es mochte die Zwanzig gerade überschritten haben, in der schmucken weißen Kleidung, mit dem dunkelblonden Haar und den dunklen Augen, wir stritten später ob sie schwarz oder blau waren, war es lieblich anzuschauen und mit einem reizenden Lächeln, so, als wäre es das Selbstverständlichste auf der Welt, sagte sie: „Commandez, s'il vous plait!“

Wir sahen einander an und waren — es muß zu unserer Schande gesagt sein — als rechte Soldaten mit diesem Tausch sehr wohl einverstanden. Also bestellten wir wie schon bei dem Alten: „bière blonde“. Das Mädchen zählte ab, um die Bestellung nun unserem Wunsche entsprechend auszuführen. Schon wollte es den Schankraum verlassen, als unser Kamerad Dietrich nachrief: „bière de Munich!“, wohl wissend, daß wir hier kein Münchener Bier bekommen konnten. Aber siehe da, bald standen einige Flaschen gutgekühltes „Münchener Bier“ auf unseren Tischen; der Teufel mochte wissen, wie das „Münchener“ nach Paris gekommen war.

Wie konnte es da anders sein, denn daß unsere Gedanken nach der schönen deutschen Heimat gingen. Ist auch kaum anders möglich, denn daß unsere Sehnsucht nach der Heimat sich wieder in Liedern Luft machte, und so wechselte bald das

„Nach der Heimat möcht' ich wieder, nach dem teuren Vaterhaus“ mit dem Lied der Westfalen: „Ihr mögt den Rhein, den stolzen preisen,

der in dem Schoß der Reben liegt, wo in den Bergen wohnt das Eisen da hat die Mutter mich gewiegt“, und dem Lied der Schwarzwälder: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!“

Dazwischen wurde wieder ein Soldatenlied eingewoben, denn wir waren ja frohgestimmt, und da singt der Soldat ebenso wie in jenen Stunden, da ihm vor Uebermüdung die Beine fast den Dienst versagen wollen.

Während wir nun in der kleinen Wirtsstube in Paris, die Umwelt vergessend, die Heimat in unseren schönen alten Volks- und Soldatenliedern heraufbeschworen, saß das Mädchen, wir hatten es Marianne genannt, abseits an einem kleinen Tischchen mit einer Handarbeit beschäftigt, wartete auf unsere Wünsche und schien doch mehr den Worten unserer Lieder nachzulauschen. Wenn wir dann und wann einen Blick zu ihr hinüberwarfen, wollte es uns wohl scheinen, als suche sie in der Vergangenheit und als träume sie von ihrer Kindheit.

Ueber Straßburg, der seit wenigen Tagen wieder deutschen Stadt, unterhielten wir uns; und von den Schweiftröpfen, die der Polygon von vielen, vielen guten Kameraden getrunken hatte, wechselten wir in der Erinnerung ins Kammerzellsche Haus und seinen gestillt zu haben. Einstweilen sah es zwar nicht danach aus, als sollte unser Wunsch bald in Erfüllung gehen, denn der Alte kam nicht zurück. So wurde aus unserem Gebrumm langsam Gesang, denn schon immer blieb es nach alter Soldatenweise: „Wenn die Landsknecht singen, sitzen sie in Klumpen, wenn die Sternlein blinken, schwingen sie die Humpen.“ Allein wir hielten es zunächst nur mit dem Lied, ohne

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt...“ erklingt.

Da stand plötzlich Marianne auf, legte die Handarbeit beiseite und kam näher an unseren Tisch, immer noch wie lauschend die Augen an unseren Lippen hängend. Doch in ihrem Gesicht stand ein helles Leuchten, ihre Lippen bewegten sich, als säge auch sie mit. Längst war das Lied verklungen, wir hatten die Gläser geleert, aber noch immer stand sie wie im Bann der Lieder. Langsam kam sie noch näher und als wage sie nicht, die Bitte auszusprechen, sagte sie kaum vernehmbar: „singen, Knab Rosle“.

Was mochte sie gewollt haben? Auf unsere Frage konnte sie nichts anderes sagen wie „Knab Rosle“. Wir orakelten, nannten Liedanfänge, aber sie lächelte nur, ihre Gedanken gingen sicherlich in die Ferne, dabei achtete sie doch auf unser Gespräch, und als unser Kamerad Hans sagte: „Sie meint gewiß ‚Sah ein Knab ein Röslein stehn‘“, huschte wieder die strahlende Helle über ihr Gesicht, und „Oui, Oui“ sprach sie, und in ihre Augen trat ein Bitten, dem wohl kein Soldat sich versagt hätte. Also sangen wir in der kleinen französischen Kneipe:

„Sah ein Knab' ein Röslein stehn, Röslein auf der Heide...“

sangen es dem fremden Mädchen zu Liebe und sangen es in Erinnerung an unsere in der deutschen Heimat so schön verlebte Jugend. Kaum war die letzte Strophe verklungen, bat sie erneut, es noch einmal zu singen. Warum sollten wir das Lied nicht noch einmal singen, also... und nun sang sie mit glockenheller Stimme das deutsche Lied mit: uns war es, als säßen wir dahinter unter der Dorfblinde oder auf dem Brunnenrand, der Sommerabend wollte zur Neige gehen, leise käme der Mond über den Berghang, und die Sterne funkelten in die Nacht.

Es war schon spät, als wir uns an jenem Abend verabschiedeten, doch beim Hinausgehen bat Marianne, daß wir am nächsten Abend wieder kommen möchten und noch einmal mit ihr das Lied säßen.

Dienst hielt uns in den nächsten Tagen von unserem Vorhaben, die kleine Kneipe nochmals aufzusuchen, ab. Als wir an einem der folgenden Abende wieder einmal die Schankstube betreten, war auch Marianne da. Sie schien uns erwartet zu haben, denn kaum, daß wir unsere Bestellung gemacht hatten, bat sie, wir möchten noch einmal das Lied singen, das Lied ihrer Mutter, sagte sie dabei.

Nachdem sie uns bedient, setzte sie sich zu uns an den Tisch, wir sangen Marianne das Lied ihrer Mutter, und nun erzählte sie, daß einst, lange, lange sei es her, die Mutter, die sie kaum noch kenne, das Lied gesungen habe. Die Mutter sei eine Deutsche, ebenso wie der Vater, der in Mülhausen bei der Eisenbahn sei. Nun wüßte sie nicht, ob beide noch lebten, die Mutter sei



Wehrhaft und stark! Das war schon immer die Forderung, die unsere Vorfahren an sich stellten, Männer wie Frauen. Stadtmauern und starke Tore kündeten überall in deutschen Landen von dem Kampfwillen der damaligen Bürger, die Gut und Blut daransetzten, ihre Freiheit zu wahren. So erzählt uns auch das alte Stadttor in Kestenholz im Elsaß von dem unbeugsamen Freiheitswillen unserer Vorfahren. Aufn.: Scherl Archiv

fort, schon viele Jahre in Südfrankreich, der Vater habe sie zu dem alten Reich gegeben, lange sei auch das her und obwohl die Eltern noch lebten. Sie wären schon lange aus dem Elsaßischen fort, nie wäre deutsch gesprochen worden, aber nun wolle sie wieder dorthin, nach Hause, nach dem Elsaß, von dem die Mutter manchmal gesprochen habe, immer habe sie dann gesprochen und auch das Lied gesungen, nur dieses eine Lied deutsch. So habe sie als einzigstes dieses deutsche Lied gelernt. Dann sprach sie wieder von ihrem „zu Haus“, das sie aufsuchen wolle, wir sollten bei der Kommandantur die Ausreise ermöglichen.

„Tausend Fäden verbinden den deutschen Menschen mit seiner Heimat“, an diese Worte habe ich an jenem Abend denken müssen, wie auch jetzt wieder, und mir war, als stände neben dem „Auswanderer“ meiner Heimat und meiner Kindertage nun dieses Mädchen schicksalverbunden. Wer mochte sagen, was einst unseren „Auswanderer“ in die Welt getrieben hatte, wer will sagen, welcher Faden es war, der so an seiner Seele zerrte, daß er wieder heimfiel zur lieblichen Heimat

am deutschen Rhein. Hier sah ich, daß — obwohl Marianne diese deutsche Heimat kaum gekannt hatte — sie ebenso sehr an einem dieser tausend Fäden der Heimat hing, von denen der „Auswanderer“ einst gesprochen. Hier war dieser Faden ein so schlichtes, einfaches und kleines Volksliedchen, der in seinem Geflecht fester wurde, wie ein Band aus Stahl. Ja, auch die Türe zur lieblichen Heimat im elsässischen Ober- rheinland stand auf, als Marianne wenige Tage später in Mülhausen eintraf, um heimzukehren ins Heimatal. Längst wird sie zurückgefunden haben in den Gottesgarten zwischen Vögesen und Schwarzwald und oft, wenn der Tag leise verklungen will in die sinkende Nacht, wird man ans ihrer kleinen Kammer die so glockenreine Stimme hören, die nun neben dem „Knab Rosle“ auch wieder die im Elsaß so vertrauten heimeligen alten Lieder unseres Volkes singt.

Wer aber wollte die Gewalt und die Kraft eines deutschen Volksliedes ermessen? In Leid und Freud, in der Heimat und mehr noch in der Fremde schenkt es wie ein nieversagender Brunnen ewige neue Kraft!

KÄTHE DORSCH

Von Herbert Ihering

Am 23. Februar beginnt im Theater der Stadt Straßburg ein Gastspiel der Schauspielerin Käthe Dorsch, welche die Titelrolle in Friedrich Schillers „Maria Stuart“ verkörpern wird.

Käthe Dorsch, die Nürnbergerin, kam über Mainz nach Berlin. Nach einigen Operettenerfolgen trat sie in den Gesichtskreis des ernstesten Schauspielers, als das Theater im Übergang von zerfallenden Stilexperimenten zur furchtbaren und anregenden Regieverfahren stand. In diese Situation kam Käthe Dorsch. Sie spielte damals im Lessingtheater einen aufwühlend, mit solch hinreißendem Temperament, mit einer solchen Verve des Tragischen, daß Publikum und Kritik ihr Huldigungen bereiteten.

Käthe Dorsch ist eine bezaubernde Virtuosa. Dieser Begriff ist bei uns so verzerrt, und nur in der Nebenbedeutung des Aeußerlichen oder der Mache bekannt, daß wir für seine wesentliche Seite kein Verständnis mehr haben. Käthe Dorsch kann einfache Mädchen spielen. Sie ist nicht angewiesen auf den Gegensatz zu andern. Sie braucht nicht die schleppenden Kleider, nicht die farbig blendenden Kostüme, nicht den Glanz prunkender Dekorationen, nicht den mondänen Zug der damaligen Stars. Aber sie hatte in ihrem Ton und in ihrer Melodie etwas Dekoratives, das die Rolle heraushebt. Man höre genau hin! Spricht Käthe Dorsch psychologisch? Ist ihre Rede realistisches Abbild eines seelischen Vorganges? Bilden sich ihre Gefühle während des Sprechens? Sind ihre Worte die zarte Hülle, die über jede Empfindung gespannt ist und nachgibt ihrem Anhauch und Atem? Oder fällt ihre Rede gestaltend und formend über die Lie-

denschaften her? Treibt sie das Geheimste an die Oberfläche? Ist sie elementarer Ausdruck elementarer Regungen? Es ist etwas Drittes. Käthe Dorsch hat eine rasante Diktion, die sie über die Rollen wie ein Kostüm wirft, eine wirbelnde, silbrig helle Tonfolge, die ihre Gestalten blendend kleidet und umhüllt. Eine brillierende, glitzernde, funkelnde, blitzende Rede-

Die Volksschauspielerin Käthe Dorsch ist zugleich eine blendende Technikerin. Sie ist eine Königin der Herzensteine, und eine Virtuosa in der Schlichtheit. Von der Soubrette bis zur Gräfin Orsina beherrscht sie ein weites Gebiet und verwaltet es mit der Souveränität der großen Künstlerin und strahlenden Komödiantin. Ihre Töne trägt sie wie einen Kettenschmuck, ob sie das Kaffeehausannerl in der Operette „Veilchenredoute“ oder die „Kameliendame“ oder die „Madame sans Gène“ spielt. Theater und Glanz der Kullissen, Theater als Podium der Heiterkeit und Tränen — Käthe Dorsch befiehlt ihm und sich mit dem Zepter ihres Temperamentes und ihrer guten Laune.

Käthe Dorsch spielt Goethe und Gräbe. Sie war Gretchen und Donna Anna in „Don Juan und Faust“. Sie war Maria Theresia in der Operette und im Film. Sie gab Gerhard Hauptmanns „Rose Bernd“ und „Griselda“. Sie war Shaws „Candida“ und Shakespeares Widerspenstige Katharina. Immer packte sie Stück, Rolle, Bühne und Publikum. Ihre Spiellust ist unerschöpf-

lich. Die Parodie gehorcht ihr wie der Ernst, der stille Humor wie die wirbelnde Posse. Sie konnte als Orsina in „Emilia Galotti“ den Schrei der eifernden Leidenschaft, den Ausbruch der rasenden Selbstvernichtung ebenso bringen wie die strahlende Heiterkeit und kluge Lebensfreude der Minna von Barnhelm. Und doch ist sie am stärksten, wo die Natur sich in Kaskaden der Beredsamkeit ergießt, wo die Worte zu einer geschlossenen und beherrschenden Solonummer anzutreten scheinen. Sprache und Geste vereinigen sich: eine Wendung des Nackens — und eine ganze Schauspielerinnengattung wird von Käthe Dorsch parodistisch erledigt. Ein Raffes des Kleides, ein nachdrücklich unnatürlicher Tonansatz — und ein hochtrabender Opernstarr wird zur Strecke gebracht.

Käthe Dorsch ist eine helle Schauspielerin auch in der Tragik. Selbst wenn sie rührt, werden ihre Worte nicht dunkel. Ihre Rede wirft keinen Schatten. Sie kam von der Operette, sie wurde für das Schauspiel entdeckt, als sie im alten, längst geschlossenen Residenztheater Heinrich Leopold Wagners, des Stürmers und Drängers „Kindestermörderin“ als „Evchen Humprecht“ spielte. Sie hatte ihre Erfolgsserie am Lessingtheater, ging dann ans Deutsche Theater und Staatliche Schauspielhaus. Hier wirkt sie noch heute, und am Wiener Burgtheater. Neben den großen norddeutschen, bayrischen und wiener Schauspielerinnen vertritt Käthe Dorsch eine andere, sorgene und persönliche Tonart: die südwestdeutsche. Nürnberg, Mainz, Frankfurt und Straßburg könnten sich um Käthe Dorsch als ihre Tochter streiten. Denn deren Wesen drückt sie aus, deren Melodie trägt sie in ihrer Stimme.



Heinrich George als Bildhauer und Architekt Andreas Schlüter in dem neuen Terrafilm, der seit gestern in Straßburg zu sehen ist. Aufn.: Terra

Eichendorff küßt ein Mädchen

Von Hermann Budde

Es war im Herbst des Jahres 1805. Im Lübecker Gasthof „Stadt Hamburg“ war es still geworden, als Wilhelm und Joseph von Eichendorff mit ihrem Freunde Schöpp aus der Marienkirche zurückkamen. Die Morgenposten waren fort und im Hof schlug nur das Pferd einer Mietskutsche die Steinplatten.

Seht, unseren Lehnwagen! sagte Schöpp pathetisch und Wilhelm fiel ein: Ich bin begierig auf das Meer, das letzte große Ziel unserer Reise. Der Harz und Hamburg sind weit hinter uns. — Joseph, der in den letzten Tagen still geworden war, sah die beiden nur an und nickte vernonnen vor sich hin.

Die Freunde traten in die Gaststube und erwärmten sich an einem heißen Trunk. Nichts war zu hören. Die Erwartung des Meeres machte sie stumm. Die Uhr tickte laut und tat zehn tiefe Schläge, während Joseph nachdenklich in dem Raume auf und ab ging, immer den sandüberstreuten Bohlenritzen nach. — So setz dich doch her, Bruderherz! rief der muntere Schöpp, aber Eichendorff trat an den Wandkalender und hiß bedächtigt das Blatt ab, das noch vom Tage vorher den einundzwanzigsten September zeigte.

Es wurde Zeit zur Abfahrt. Draußen knallte der Schwager, der bedienstete Mohr des Gasthauses riß den Kutschenschlag auf, und die Freunde fuhren von dannen.

Kaum daß der Wagen oberhalb Lübeck über die Trave gesetzt worden,



brachen die Studenten, belebt durch die damals moränengleiche Landschaft voller landeinwärts gebogenen Knüppelholzes und vieler Sumpfsaen, in Rufe aus, die die Spannung ihrer Seelen lösten. Als aber auf der Bodenwelle vor Travemünde die rollende See, vom stürmenden Nord getrieben, sich ihm stürmenden ewig lauten Wogenschlag im Silberglanz vor ihnen ausbreitete, da wurden sie bleich und ganz still, denn keiner von ihnen hatte vor dem Meer gesehen, jeder hatte es ersehnt als einen feststehenden Begriff, den man kennen mußte — ihm so plötzlich gegenübergestellt, verloren sie vor der Macht und Wucht der himmelweit hingegossenen Fläche die Fassung.

Aber der jugendlich unbekümmerte Geist der drei Freunde siegte rasch über die Magie dieses ersten Eindrucks: in Travemünde angekommen, vertrauten sie sich den Fluten an, schiffen ins offene Wasser hinaus und schaukelten dahin, Segeln entgegen, die draußen vor der Reede lagen. Krabbenfängerinnen, hübsche Gestalten mit hochgeschürztem Rock, winkten ihnen nach.

Es wurde Mittag, als die Freunde — ein wenig erschöpft — in Begleitung eines französischen Reisenden zum Leuchtturm gingen und von dort aus ins Meer spähten. Von Nordost blies es heftig, und während Schöpp mit dem Franzosen am Strandsaum entlangging, den Badekarren zu, blieben die Brüder im Windschatten des Turms und horchten dem Heulen und Pfeifen, dem Klatschen der Wellen.

Hätten wir uns in Lubowitz, ha, noch in Breslau und Halle, je träumen lassen, dies hier zu sehen? rief Wilhelm

Neues Schrifttum

»Die Zwillingfähre«. Die Dichter schweigen längst nicht mehr im Kriege. Auch im großen Ringen, das heute über Sein oder Nichtsein des deutschen Volkes entscheidet, haben sie ihren Auftrag. Sie wissen: Heimat, Familie, Vaterland sind wieder magische Begriffe geworden. Ueber dem Weg vom Stammes erster Ahnung bis zur Reife voller Erkenntnis liegt das Geheimnis der schöpferischen Offenbarung. Wir sind nicht verwegene genug, den Schleier lüften zu wollen. Aber vertrauen werden wir dem Geiste, wenn wir einmal die Zusammenhänge erfasst haben. Darin liegt auch der Zauber der Gedichte die Günther und Horst Mönich in dem Bändchen »Die Zwillingfähre« (Georg Kallmeyer-Verlag, Wolfenbüttel und Berlin) verknüpft haben. Es sind Aufzeichnungen besinnlicher Stunden, in denen die 1918 in der Niederlausitz geborenen Zwillinge einst heimlich leise nach Dingen fragten, die die große Welt nicht kennt. Heute ist Günther tot; Horst Mönich steht im Felde. Die Gedichte gehen Herybert Menzel ein begeisterter Geleitwort mit auf den Weg gibt sind Bekenntnisse einer Jugend, die im Glauben an eine große Zukunft stark geworden ist.

Dr. Casper

jubilend und sah seinen Bruder an. Der hatte Tränen in den Augen und schaute dem Dreimaster nach, der mit Vollzug dahinschöß. Was ist dir, Joseph? — Auf dies drängende Wort hin lächelte Joseph den Bruder unter seinen Tränen an: Möge unserm Lebensschiff solch Wind beschieden sein und endlich ein sicherer Hafen wie der da. — Bruder, Wilhelm umfaßte ihn zärtlich, lieber Joseph, sprich mit mir. Seit Tagen bist du so nachdenklich, so — fremd. Ich weiß nicht, mir ist so, als verberne etwas in deinem Gemüt.

Unter dem Blick seines Bruders raffte sich Joseph auf. Wilm, sagte er, es ist wohl so, wie du es fühlst, und ich bin froh, dich bei mir zu haben. Komm, hocke dich zu mir; eh Schöpp mit dem Franzmann kommt, hab ich dir was zu sagen.

Und auf dem Mauerrand sitzend, die Schirmmütze tief ins Antlitz gezogen, begann Joseph Worte in den Wind zu werfen:

Just zehn Tage sind es her, du weißt doch, die Sauhatz, wo wir die Gejagten waren. Am Tage vorher brachen wir von Ballenstedt auf und rasteten auf dem Stufenberg über Gerndorf. Zwei frische Bergführerinnen sollten uns nach Mägdesprung bringen und da — siehst du — bei der Teufelsmühle — da hab ich etwas verloren, was ich vielleicht immer noch finde. Und hier gerade, beim Anblick des kalten, schlingenden Meeres wird es wach, doppelt und zehnfach wach, und ich sehne mich nach dem Wald, nach dem dunklen Harz, nach dem Herzlieb im Harz.

Wilhelm führte sich nicht. Er lauschte dem, was der Bruder ins brandende Meer hinaus sagte und hatte Mühe, die verwehenden Worte, die jenem das Herz eingab, alle zu fassen. Und Joseph erwiderte einem Vogelkreischen:

Ja, so zerreißt es die Stille in uns, wenn wir Besinnung finden! O, ich juchzte so unbekümmert fröhlich in mich hinein, als wir durch Waldesrauschen und Vogelschall schritten; und meine Führerin, wie sie jung, straff und schön vor mir herging, das schwarzumlockte Köpfchen bergwärts gerichtet, auf rotleuchtenden Reisetafeln, erschien mir wie ein Bergfräulein, des kostbarsten Zeiters wert. Wie im Traum zog es mich hinter ihm

her durch das wechselnde Panorama, das mich vollends in Bann nahm, als wir das dunkle, geheimnisvoll rauschende Selketal schauten. Sein Kopf war dicht an meiner Schulter, und ich



(Zeichnungen Cordier)

ging nicht zur Seite, als es, mich schelmisch anleuchtend mit seinen Augen, ihn an meine Achsel lehnte.

O dies Gefühl, schwarzes Tal, blaue Berge, Birken wie brennende Fackeln am Wege, und diese Maid mir zur Seite, der ich verzaubert zu den wild zerklüfteten Felsen der Teufelsmühle folgte. Mein Herz tat statt meiner den Sprung über den tiefen Fels auf die gegenüberliegende Klippe. Sie mußte mir nach, der Platz war enge, die Arme streckte ich ihr entgegen, und als sie mir so an die Brust flog, ihre Locken und ihr heißer Atem mich streifte, da hielt ich mein Bergfräulein fest und drückte ihm einen Kuß auf den herben Mund. Da lief es fort und erschien im Nu auf einem überhängenden Fels hoch über mir, rittlings sitzend und wie ein holder Spuk kühn in den Abgrund lachend.

Wir gingen weiter. Frühlingstrunken zog ich mit meiner Zauberin durch den Herbst, vor dir und deiner Führerin hin. Ach, wie das Herz mir klopfte und wie wir die Aussicht im Abendglanz genossen, fernher seine Postillons Waldhorn zu uns heraufklang und der

Hufschlag trabender Pferde, Wilhelm, da warf ich heimlich den Ring da vom Finger in den Grund und gelobte mir, glücklich und unbeschwert, wiederzukehren in dieses schöne Stück Land, zu meinem Bergfräulein, das dort in der Einsamkeit wohnt.

Nun ist alles dahin. Der Traum ist verweht. Diese lugensüchtige Heide liegt dazwischen und sich, ich — ich muß das! — ich trauere zurück, fliege mit allen Gedanken dahin, wo ich Herz, Sinn und Verstand einfach verschenkte.

Josephs Augen standen weit offen, trockengehweht von der Windsbraut. Wilhelm drückte ihm nur die Hand. Wie ein Dichtersmann hast du eben gesprochen, sagte er leise. Da meinte Joseph mit zuckendem Mund: Wer weiß, vielleicht dichte ich auch noch einmal, wenn unser Land wieder deutsch ist. Und das ist gewiß, dorthin wo der Wald rauscht und raunt, wo Silberbäche das Tal durchhellen und Hifthörner schallen, dorthin kehre ich häufig zurück. Das ist meine Heimat.

Er faßte Wilhelms Hand und rief laut in den Wind: Du, mir ist so leicht, Wilhelm, leicht, daß ich mich von diesem grauisen Meer emporschleudern lassen möchte, um mit dem Sturmwind landeinwärts zu fliegen!

Arm in Arm gingen die Brüder zum Strand hinab, wo sie Schöpp und den Fremden bei den zweirädrigen Badekarren fanden. Sie fuhren dann nochmals hinaus ins bewegte Meer und kehrten strahlend nach Lübeck zurück, bewußt, den schönsten Tag ihres noch nicht langen Lebens begangen zu haben.

In Joseph von Eichendorff jubelten tausend ungesungene Lieder, die aus allen Herzenswinkeln hervordrang und ihm über die Lippen springen wollten. Aber er saß stumm und preßte den Mund lächelnd ein. Erst später, viel später, als er in Danzig als Taugelichts über den Amtstisch sprang, wuchs sich die Erinnerung an den Harz, an das Harzer Herzerlebnis zu einem Bild von klarer Prägung aus. Es war ihm, als hätte er in dem Harzer Gebirgskind eine Waldnymphe geküßt, seine Muse, die ihm großmütig die Zunge gelöst, die Lippen entsiegelt, und ihm mit ihrer Allgewalt die Kraft gegeben, das zu singen, was er, der Liebhaber des deutschen Waldes, fühlte, damit wir alle es fühlten.

Die fünf heiligen Hunde

Von Hauptmann A. D. Alexander Keller

hier von wilden Hunden zerrissen werden, aber vielleicht hilft dir dein Gott, wenn du zu ihm betest, setze er lachend hinzu.

Eine Stunde später betrat der Mongole den großen Tempelhof, in dem der bolschewistische Kommissär mit drei Reitern zu Pferde hielt. Der weiße, roten Mantel und trat vollkommen ruhig in die Mitte des Hofes. Viele Leute, Männer und Frauen, standen an den Wänden und sahen mit scheuer Ehrfurcht auf den Mongolen.

»Her mit den Hunden!« befahl der Kommissär und drei Mongolen brachen fünf starke, große Hunde in den Hof. Sie trieben sie mit Worten und Schlägen an und hetzten sie gegen den unbeweglich stehenden Bogdo, und als sie wütend an ihren Ketten zerrten, ließen sie sie los. Mit einem dumpfen, drohenden Laut stürzten die Tiere vorwärts — jetzt hatte der vorste Hund den Bogdo erreicht und die Menschen schrien erschrocken — da sog der Hund plötzlich gierig den Geruch des Mantels ein und ließ ein leises Jaulen hören. Sie legten sich winzelnd, zu Füßen des Mongolen und blieben unbeweglich liegen — nur ihre Augen funkelten und ihre Leiden hoben sich heftig.

»Treibt sie an!« schrie der Kommissär brühe und als die Tataren zögerten, sprang er von seinem Gaul, ritzte seinen Säbel aus der Scheide und stürzte sich auf den Bogdo. Ehe er ihn aber noch erreichte, ehe man überhaupt wußte, was geschah, sprangen die Hunde auf — bellend

stürzten sie sich auf den anstürmenden Bolschewiken und zerrissen ihn, und als die Reiter, erschrocken, zu den Waffen griffen — rasten sie auf die Pferde los und sprangen sie, wild bellend, an. Einige Tataren wurden von den Pferden gerissen — die anderen gaben ihren Pferden die Sporen, und sprangen aus dem Tempelhof ins Freie. Sie verließen die Stadt und ritten nach Norden zurück, woher sie gekommen waren. Die Menge betrachtete den Bogdo mit scheuer Ehrfurcht und sein Sekretär küßte ihm ehrerbietig die Hand.

»Ich bin heilige,« murmelte er. »Ich bin nicht heilige,« entgegnete der Mongole ärgerlich »und ich bin ein Mensch wie du. Erinnerst du dich an die Mündin von der Chochen-Rasse aus Gun-Guluta? Das war sie, mit ihren vier Jungen. Sie hatte den Geruch meines Mantels in der Nase und erinnerte sich. Sagte ich dir nicht: Sie vergessen niemals einen Freund?«

»Er betrat den Tempel und der Tempelwart, der auf dem Turme Wache hielt, schlug dreimal gegen den silbernen Gong. Der Wisternwind nahm die Töne in seine kühlen Hände und trug sie hinaus in die Ferne — in die endlose Wüste, in der die Hündin mit ihren vier Jungen bellend jagte.

Ein Jahr darauf kamen die Bolschewiken mit einer Armee aus Kambans, denn sie hatten Angst vor den heiligen Hunden. Sie erschlugen den Bogdo, erschossen die Hunde und zündeten den Roten Tempel an. Denn sie waren Wilde, die nichts achteten.

Drei Ludwig-Thoma-Anekdoten

Von Fritz Alfred Zimmer

Dankbarkeit

Bertl Schultes, der Direktor der Ganghofer-Thoma-Bühne, hatte einen armen jungen Schauspieler mit Ludwig Thoma bekanntgemacht und den Dichter gebeten, sich seiner anzunehmen. Das tat Thoma auch und vermittelte ihm eine Anstellung an einem Münchner Theater. Nun ging es dem Schauspieler gut, ja sogar glänzend. Als wieder einmal die Rede auf ihn kam, fragte Schultes, ob sich der junge Mann auch Thoma gegenüber dankbar gezeigt habe. Lachend erwiderte Thoma: »Das glaub ich! Er war gestern erst wieder bei mir und hat mi angepumpt!«

Spiel

In Thomas schönem Landhaus in Rottach am Tegernsee, am Fuße des Wallberges sitzt ein vierbärtiger Kleeblatt zusammen beim Tarockspiel: der Thoma, der Ludwig Ganghofer, der Michael Dengz und der Bertl Schultes. Das Spiel ist mitten in seiner ganzen Macht und Gipfelung. Doch Dengz und Schultes müssen ins Theater. Ueber den See noch hinüber. Es ist höchste Zeit. Der Ganghofer aber ist grad mitten im besten Zug und will natürlich jetzt

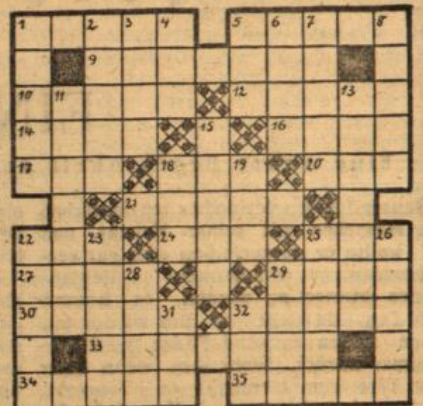
nicht aufhören. Es muß eben im Boot weitergespielt werden. Flx holen sie den Kahn herbei und drängen hinein. Thoma nimmt in die eine Hand die Karten und mit der andern macht er sich am Motor und Steuer zu schaffen. Und das Spiel geht weiter. Trotz dem Wind, Wildklatschen die Trümpe auf die Bank. Da bemerkt plötzlich der Schultes-Bertl zu seinem Schreck, daß das Boot recht sehr leck und daß sie alle schon bis zu den Knöcheln im Wasser stecken. Laut schreit er da: »Ludwig, wir darsaufen ja!« Aber Thoma brüllt zurück: »Dös is mir wurscht! I hab a Herzsol!«

Ruhm

Die muntere Frau unseres Ludwig Thoma fuhr über den Starnberger See. Sie hatte Interesse für alles auf dem Dampfer und stieg zuletzt auch hinauf zur Kommandobrücke. Der Kapitän aber sagte zu ihr: »Gnädige Frau, hier dürfen Sie sich nicht aufhalten.« Aber mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln antwortete sie: »Auch nicht, wenn ich Ihnen sage daß ich die Gattin des größten lebenden bayrischen Dichters bin?« »Auch dann nicht,« Frau Ganghofers, erwiderte der Kapitän.

Zum Raten

Kreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Stimpflage, 5. geflügelter Löwe, 9. Gebirge in Italien, 10. Auszeichnung, 12. Europäer, 14. Ozean, 16. Stadt in Thüringen, 17. Fisch, 18. Windstoß, 20. Symbol des Reichsarbeitsdienstes, 21. Stadt am Rhein, 22. deutscher Kurort, 24. Stadt an der Mosel, 25. Frauennamen, 27. Pforte, 29. Schiff, 30. Element, 32. Stadt in Westfalen, 33. afrikanische Landschaft, 34. Gefäß, 35. weibl. Kurzname. Senkrecht: 1. Maler, 2. Nählergerät, 3. musikalisches Bühnenwerk, 4. Hirschart, 5. Antilopenart, 6. Fingerreif, 7. Stadt in Westfalen, 8. elektrische Einheit, 11. französischer Physiker, 13. asiatische Halbinsel, 15. Kurort in Oberbayern, 18. Schlange, 19. Zahlwort, 22. Stockwerk des Hauses, 23. Zauberspruch, 25. Seeräuber, 26. Frauennamen, 28. Vortrag, 29. Gefäß, 31. Fluß zum Tiber, 32. Raubfisch (f = 1).

Kreuzworträtsel (Lösung)

Waagerecht: 1. Grau, 5. Tank, 9. Rost, 10. Adel, 11. Aster, 13. Bluse, 14. Lei, 15. Ate, 16. Ungar, 18. Gold, 19. Baer, 20. Karat, 21. Erl, 23. Kap, 25. Stint, 27. Tenno, 29. Peso, 30. Ries, 31. Ente, 32. Gert. — Senkrecht: 1. Gral, 2. Rosengarten, 3. Asti, 4. Ute, 5. Tal, 6. Adua, 7. Nestorianer, 8. Klee, 12. Rendant, 13. Brabant, 16. Ulk, 17. Rat, 21. Espe, 22. List, 23. Knie, 24. Post, 26. Noe, 28. Erg.

Schach Nr. 129

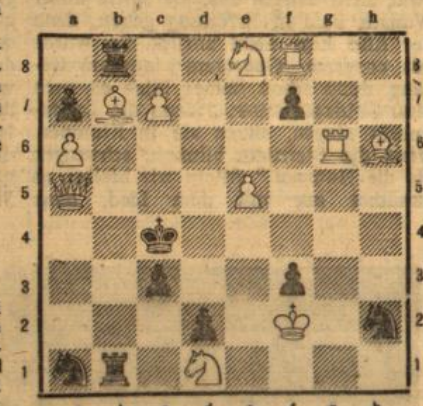
Voranzeigen

Heute, um 9 Uhr, im Gasthaus »Zum Braukeller« Blitzturnier. Am kommenden Donnerstag setzt H. Angles in der Ortsschachgruppe der KdF, seinen Vortrag über »Eröffnungen fort. Am nächsten Sonntag, um 10 Uhr, Städtewettkampf Straßburg — Freiburg im »Burgtor«.

Die Großdeutschen Meisterschaften werden vom 15. bis 29. August in Wien ausgetragen. Erstmals werden damit Schachwettkämpfe der Hitler-Jugend verbunden. Die diesjährigen Meisterschaften sollen alle Zweige des Schachs, u. a. auch die Vereinsmeisterschaft umfassen. Vom 5. bis 7. März weilt Meister Brinckmann in Straßburg.

Die 7. Aufgabe des Lösungsturniers

Ob die Lösungsarbeit nicht zu einer Schwerarbeiterzusatzkarte berechtigt, fragt ein Leser aus Wimmennau, und ein Unterfeldmeister bekennt: »Die Aufgabe schwebte wie ein Phantom durch meine Träume.« Der weiße Turm auf f8 hatte es den Lösern besonders angetan. Dieser vermeintliche Statist verbindet eine Nebenlösung! Gerade diese Verwendung einer schweren Figur verrät die Marke des Autors: S. Loyd. Er hat die Aufgabe speziell für ein Lösungsturnier komponiert, daher die überladene Stellung. Loyd suchte hier die Schwierigkeit auf Kosten der Eleganz.



Die Lösung lautet: 1. Tg1 mit folgenden fünf Varianten: 1. T c1 oder T x d1 D a4+ 1. K b3 D a4+ L d5+ 1. S b3, S e2, e3-c2 S d6+ 1. S f1, S g4 T g4+ 1. andere Züge S e3+ Nur 20 vollständig richtige Lösungen sind eingegangen, dagegen 25 falsche: 1. L d5 + (?) K d4; 2. L e3 + K x e5 1. c8 + b7 d (7) T b6! 1. T e6 + (?) K d4; 2. D x e3 + K d5 oder e4 1. L e3 (?) T x b7; 2. T e6 + K d3 (!) 1. L e6 (?) T c1 usw.

Mißverstanden

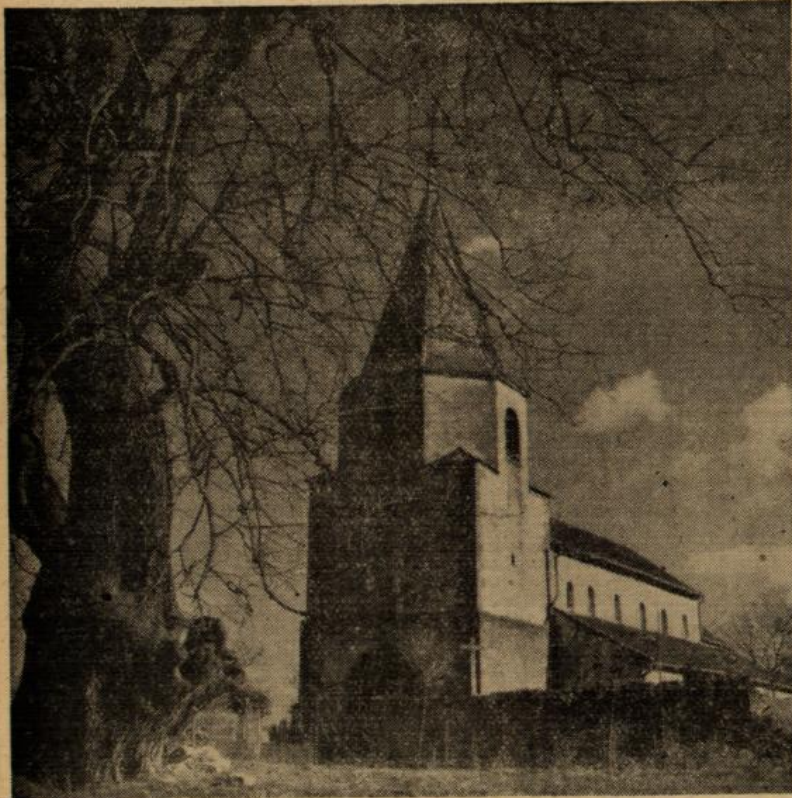
»Könnte ich wohl mit dem Chef sprechen?« »Darf ich um Ihre Karte bitten?« »Was? gibts den auch schon auf Marken?«

Keine Kavaliere mehr?

Man hört manchmal unsere Frauen klagen: „Es gibt keine Kavaliere mehr“. Damit meinen sie: höfliche Männer. Ein Körnchen Wahrheit steckt meist hinter solchen Klagen. Manche junge Burschen legen eine solche „Flapsigkeit“ an den Tag, daß man ihnen am liebsten eine derbe Lektion verabreichen möchte. Und auch mancher erwachsene Mann sollte sich daran erinnern, daß wenn er sich zum starken Geschlecht rechnen will, er auch soviel Charakterstärke aufbringen sollte, einer deutschen Frau in allen Lebenslagen jene Höflichkeit zu erweisen, die ihr zukommt. Der Begriff des „Kavaliere“ im alten ritterlichen Sinne ist immer noch etwas, das zu den erstrebenswerten Idealen der männlichen Jugend gehörte, denn der Kavaliere stammt aus nordischem Geist. Der Kavaliere war einst der Ritter, der zum Hofmann sich wandelte, der Krieger, der zum Weltmann wurde. Was gleichgeblieben ist bei beiden, das ist die Ehre. Das Wappenschild mußte auch dem Kavaliere rein bleiben. Das Ideal des Kavaliere ist jedem aufrechten Manne immer noch etwas Hohes und Erstrebenswertes, denn es ist wunderbar, ein vollendet höflicher und hilfsbereiter Mann zu sein, aber es ist herrlicher und mannhafter, die Welt mit Taten zu füllen, die in das große Geschehen eingreifen, wie wir es heute erleben. Wenn die Art deutscher Männer und Frauen, wenn beide vom Willen rassentreu, d. h. nordischer Gestaltung des Lebens erfüllt sind, wie es uns der Führer predigt und vorlebt, dann wird an deutscher Gesittung und am deutschen Wesen doch noch einmal die Welt genesen. Der Mann als Kavaliere in des Wortes schönster und bester Bedeutung, der sich von der Fülle seines Wesens nichts hat rauben lassen, wird diese deutsche Zukunft wesentlich mitbestimmen. Keine Kavaliere mehr? Doch, wir haben sie in der ritterlichen Gestalt des deutschen Frontsoldaten, der in der deutschen Frau seine Erfüllung sucht. ph.

AUS DER KREISSTADT

Ausbildungsdienst der Politischen Leiter
Für den Kreis Molsheim wurde am heutigen Sonntag in der Kreisstadt Ausbildungsdienst angesetzt. Es nehmen daran teil: der Kreisstadtdirektor, die Ehrenhundert, sämtliche Politischen Leiter aus Molsheim, Mutzig, Dinsheim, Dorlishheim, Dachstein, Ergersheim, Ernsheim, Avolsheim, Sulzbach, Altdorf und Bergbieten, alle Hundertschaftsleiter und Ortsgruppenausbildungsleiter, die Fahnenträger mit Hohenheitsfahnen und je zwei Begleiter von den hierzu bestimmten Ortsgruppen, ferner der Kreismusik- und Spielmanszug. Ansetzen um 9.30 Uhr auf dem Holzplatz. (Dienstanzug mit Mantel, soweit vorhanden.)
Um die Jagdsteuer. — Wir weisen die Interessenten auf die Bekanntmachung des Landkommissars im Anzeigenteil unserer heutigen Ausgabe.
Fußball: Mutzig-Ergersheim. Das im gestrigen Sportbericht angesagte Pflichtspiel Mutzig-Ergersheim findet nicht in Mutzig, sondern in Ergersheim, statt. -nt.



Der Dompeter, einst Mutterkirche von Avolsheim und Molsheim, ist eine der markantesten historischen Bauten unserer engeren Heimat. Die Formen dieses schönen alten Baues lassen vermuten, daß er vor rund einem Jahrtausend, etwa zwischen dem Jahren 1000 und 1050 unserer Zeitrechnung, entstanden ist. Indessen erhielt der mächtige Westturm, der anno 1768 vom Blitz getroffen wurde, erst damals sein achteckiges Obergeschoß. Der Dompeter ist einer der eindrucksvollsten Kulturzeugen des deutschen Mittelalters im Elsaß. (Aufnahme Spehner)

Nationalsozialistische Ordnung oder bolschewistische Blutherrschaft?

Kreisleiter Paul Schall sprach in einer Mitgliederversammlung der NSDAP zu Molsheim

Anläßlich der Mitgliederversammlung der Ortsgruppe der NSDAP Molsheim war das Vereinslokal am Freitagabend wieder überfüllt. Das Podium war mit den Fahnen der Ortsgruppe und des Reichskriegerbundes ausgeschmückt. Man sah besonders viele Uniformen. In den Reihen der SA fiel ein Feldgrauer auf; ein auf Urlaub weilender kürzlich eingrückter Molsheimer SA-Mann. Beim Eintreffen des Kreisleiters spielte der Kreismusikzug einen flottten Marsch. Ein gerade für die

»Wir sind verwöhnt worden«
In seinen klaren, von der Versammlung mit größter Aufmerksamkeit und mit starkem Beifall aufgenommenen Ausführungen ging der Kreisleiter davon aus, daß ein großer Sieg nie bequem errungen werden kann. Nach einem geschichtlichen Rückblick zeigte P. Schall, daß der Starke gerade in den Stunden des Mißgeschicks in der Besinnung auf seine Kräfte die Voraussetzungen zum Sieg schafft. »Wir sind verwöhnt worden, wir glaubten, wie in den ersten zwei

Ordnung oder bolschewistische Blutherrschaft. Das ist die Frage, die vor Europa gestellt wird. Und wenn vielleicht einige glauben, es könnte noch »andere« kommen, so würden sie erschrecken, wenn sie nur im entferntesten ahnten, was dieses »andere« bedeutet.
»Anderes kommen, das heißt, daß Hunderttausende und Millionen umkommen, daß unsere Städte und Dörfer vernichtet, daß die Schrecken des Krieges über uns herrscht mit einer Grausamkeit, die alle Vorstellungen übertrifft.«

leisten sie auch für mich und meine Kinder, deshalb bin ich verpflichtet, meine ganze Kraft zur Unterstützung der kämpfenden Front einzusetzen.« Der Kreisleiter betonte weiter, daß man nicht warten sollte, bis die Einberufung erfolge, sondern daß man sich freiwillig verpflichte.
Ein Beitrag zum Kampf gegen den Bolschewismus sollen auch die jetzt Einberufenen leisten. P. Schall unterstrich, daß die Rechtslage, wenn davon die Rede sein kann klar sei, denn damals, als die jungen Männer aus der Gefangenschaft entlassen wurden, hat keiner protestiert und erklärt, er sei nicht Deutscher und wolle daher im Gefangenenlager bleiben. Und dann ziehen diese Männer ja hinaus, um sich selbst und ihre Familie zu schützen. Der Kreisleiter appellierte insbesondere an das Ehrgefühl der Wehrpflichtigen. Jeder solle seinen Stolz darin setzen, als Mann seine Pflicht zu erfüllen, wie die elsässischen Frontkämpfer von 1914.

Wer wollte sich entziehen?

Keine Frau darf bei den Versammlungen fehlen!

In einer Zeit, wo der Soldat ohne Zögern sein Leben in die Schanze schlägt, wer wollte sich da dem Kriegseinsatz entziehen? Sie kämpfen für uns — wir arbeiten für sie. Seine Hände, all sein Wissen und Können zur Verfügung zu stellen, das ist das Geringste, was man von uns, und nicht zuletzt von der Frau erwarten darf.
Die in folgenden Ortsgruppen stattfindenden Versammlungen sollen jeder einzelnen den Weg weisen:
Am heutigen Sonntag, um 16 Uhr:
in Griesheim, mit Bannführer Radel;
in Heilig-Blasen, mit NSKK-Staffelführer Ney;
in Heiligenberg, mit Kreisamtsleiter Keck;
in Niederehnheim, mit Kreisredner Dr. Buisson.
Am Montag, um 20 Uhr:
in Innenheim, mit Kreisredner Schneider;
in Kirchheim, mit Bannführer Radel;
in Ottrott, mit Kreispropagandaleiter Guthmüller;
in Romansweiler, mit DAF-Kreisobmann Hincker.
Am Dienstag, um 20 Uhr:
in Scharrachbergheim, mit Kreisamtsleiter Keck.

heutige Zeit passendes Führerwort vom Glauben an Deutschland, in dem es heißt: »Wir sind erst recht stolz, Deutsche zu sein«, wurde vom Ortspropagandaleiter gesprochen. In seiner Begrüßungssprache wies Ortsgruppenleiter Richard Manz darauf hin, daß der Vereinssaal schon viele Kundgebungen mit dem Kreisleiter erlebt habe, noch nie aber seine Worte mit so viel Spannung erwartet worden wie jetzt, da es um die totale Mobilmachung geht.

Jahren des Krieges überall leicht Herr über die gewaltigen Kräfte des Gegners werden zu können. Nun haben wir Rückschläge erlitten. Und jetzt kommt es darauf an, zunächst auszuhalten, und dann die letzte Viertelstunde zu beherrschen. Der Kreisleiter erinnerte daran, daß er schon vor Monaten das Jahr 1943 als das der großen Bewährungsprobe, und das der Entscheidungen hingestellt habe. Dies treffe nun ein. Ausschlaggebend sei nicht, wieviele Kilometer wir in Rußland zurückgehen, sondern, daß die bolschewistische Gefahr nunmehr vor aller Welt klar geworden sei, und daß daraus die Kräfte für den endgültigen Sieg erwachsen. Auch diese Entwicklung sei schicksalsgewollt.

Das europäische Gefühl
Gewisse Neutrale meinen, daß ein Machtwort des Präsidenten Roosevelt den Bolschewismus am Rhein aufhalten könnte. Wer das glaubt, so sagte der Kreisleiter unter reger Zustimmung, müßte sich auf seinen Geisteszustand untersuchen lassen. Wo der deutsche Soldat nachgeben müßte, da könnte wohl der amerikanische erst recht nichts auerichten. Nur Deutschland kann Europa retten. Deshalb muß nicht nur jeder Deutsche, sondern auch jeder andere anständige Europäer den deutschen Sieg wünschen. Und wenn wir das erfaßt haben und unsere Kräfte richtig einschätzen, dann steht der Sieg absolut fest! Besonders starker Beifall bezeugte, daß gerade dieser Appell des Kreisleiters nicht umsonst ergangen war.

Um einer besseren Zukunft willen
Es kommt eine Zeit, wo es uns besser gehen wird. Wir wissen, daß wir heute auf vieles Verzicht leisten müssen, um dieser schöneren Zukunft willen. Um einen wahren Frieden zu erkämpfen, müssen wir alle Opfer auf uns nehmen, die der Krieg erfordert, und nur einen Weg kann es geben: Vorwärts! Wir dürfen nicht fragen, wann, sondern wie der Krieg fertig wird. Ein jeder hat es in der Hand, den Sieg zu beschleunigen, indem er an seinem Platz seine ganze Pflicht erfüllt. »Wenn durch Kampf und Arbeit, so schloß der Kreisleiter seine eindrucksvolle Rede, jeder eintritt, dann ist der Sieg nicht nur gesichert, sondern er wird auch bald kommen.« ess.

Unser freiwilliger Beitrag
Der dann folgende Aufruf zur uneingeschränkten Unterstützung der Maßnahmen zum totalen Krieg fand ebenfalls stärkste Zustimmung. Wenn diese oder jene Frau von dem in Aussicht gestellten Einsatz nicht gerade zufrieden sein sollte, so möge sie sich sagen: »Was die Soldaten da drüben leisten, das

Noch täglich verteilt er seine 350 Zeitungen

Ein 77jähriger im Dienste der Volksgemeinschaft

pp. Molsheim-Dorlishheim. Wer kennt ihn nicht, den alten Zeitungsträger Bastian, der uns täglich unsere unentbehrliche Zeitung ins Haus bringt? Ob Schnee, ob Regen, ob Kälte oder Sonnenschein: mit einer unermüdbaren Pünktlichkeit kommt er vorbei und bringt uns das Neueste.

reichen Lebensabend mit seiner Gattin.



Aufnahme K. Trapp.

Eduard Bastian mit seinen 77 Jahren bedient auch heute noch seine 350 Abonnenten wie vor 14 Jahren ohne eine Stunde krank zu sein! Von morgens 6 bis 12 Uhr ist er unterwegs mit seinem Wagen der NN. Noch geistig und körperlich frisch dürfte er wohl der älteste Vertreter seines Berufes sein. Vormals Schuhmacher, später Arbeiter in der Lederfabrik in Lingolsheim, und nunmehr seit 1. Mai 1929 Austräger der »Straßburger Neueste Nachrichten«.
Er ist Vater von sechs Kindern, wovon der Älteste Gemeindevorsteher im Ort ist. Seit 43 Jahren verheiratet, verbringt er seinen arbeits-

halb der von ihm bestimmten Frist mitgeteilt, so hat die Veranlagung auf Grund einer Schätzung zu erfolgen.
§ 2. Die Veranlagung erfolgt durch den Landkommissar mittels schriftlichen Steuerbescheides, bei mehrjähriger Steuerpflicht für jedes Steuerjahr besonders.
§ 10. (1) Die Steuer ist in vierteljährlichen Raten im Voraus am ersten jeden Kalendervierteljahres an die Landratskasse zu zahlen.
(2) Steuern, die innerhalb eines Monats nach Fälligkeit nicht entrichtet sind, unterliegen der Beitreibung im Verwaltungs- und Zwangsverfahren wie öffentlichrechtliche Gemeindeforderungen.
§ 11. (1) Gegen die Heranziehung (Veranlagung) zur Jagdsteuer steht den Steuerpflichtigen binnen einer Frist von vier Wochen der Einspruch bei dem Landkommissar und gegen dessen Beschluß binnen einer Frist von zwei Wochen die Beschwerde beim Chef der Zivilverwaltung - Verwaltungs- und Polizeibehörde.
(2) Durch Einspruch und Beschwerde wird die Verpflichtung zur Zahlung der Jagdsteuer nicht aufgeschoben.
§ 12. Der Landkommissar kann im Einzelfalle Steuern, deren Einziehung nach Lage der Sache unbillig wäre, ganz oder zum Teil erlassen.
§ 13. (1) Zuwiderhandlungen gegen die Bestimmungen der Steuerordnung werden mit einer Geldstrafe bis zu 150,- RM bestraft, sofern nicht nach anderen Gesetzen eine höhere Geldstrafe oder eine Freiheitsstrafe verhängt ist.
(2) Im Falle der Unbilligkeit sind die auf Grund des Absatzes 1 festgesetzten Geldstrafen in Haftstrafen umzuwandeln.
§ 14. Diese Steuerordnung tritt mit dem 1. April 1942 in Kraft.
Molsheim, den 14. Januar 1943.
Der Landkommissar:
Landratsstellenverwaltung:
Kleinmann.
Nr. Vw/20 251
Vorstandende Steuerordnung wird auf Grund des § 1 der Sechszehnten Verordnung über steuerrechtliche Vorschriften im Elsaß - Jagdsteuerordnung - vom 17. Jan. 1942 (VOBl. S. 133) genehmigt.
Straßburg, den 2. Februar 1943.
Der Chef der Zivilverwaltung im Elsaß - Verwaltungs- u. Polizeibehörde - in Vertretung: Schöch.

Amtliche Anzeigen

Jagdsteuerordnung für den Landkreis Molsheim
Auf Grund des § 1 der 16. Verordnung über steuerrechtliche Vorschriften im Elsaß - Jagdsteuerordnung - vom 17. Jan. 1942 (VOBl. S. 133) wird für den Landkreis Molsheim nach Beratung mit den Kreisräten nachstehende Steuerordnung erlassen:
§ 1. (1) Jagdsteuerpflichtig ist jeder, der auf Grundstücken, die im Landkreis Molsheim gelegen sind, das Jagdrecht ausübt oder die Jagd durch Dritte ausüben läßt.
(2) Mehrere Steuerpflichtige haften als Gesamtschuldner. Bei der Nutzung einer Jagd im Wege der Verpachtung haftet der Verpächter neben dem Pächter, im Falle der Unterverpachtung haften Verpächter und Pächter neben dem Unterverpächter gesamtschuldnerisch für die Entrichtung der Steuer. Gesamtschuldnerisch haften auch die Mitglieder einer Jagdgenossenschaft sowie mehrere Eigentümer oder Nutznießer des Bodens eines Eigenjagdbezirks.
§ 2. (1) Die Steuer beträgt jährlich:
für Inländer 10 v. H. des Jagdwertes.
für Ausländer 60 v. H. des Jagdwertes.
(2) Das Steuerjahr beginnt am 1. April und endet mit dem 31. März.
§ 3. (1) Bei verpachteten Jagden gilt als Jagdwert der von dem Pächter auf Grund des Pachtvertrages zu entrichtende Pachtpreis einschließlich der Nebenleistungen, die der Jagdpächter nach Abrede oder Übung zu gewähren verpflichtet ist. Macht der Pächter zugunsten des Verpächters freiwillige Aufwendungen, so sind diese als steuerpflichtige Nebenleistungen anzusehen, wenn aus der Geringfügigkeit des vertraglich vereinbarten Pachtpreises und der Höhe der freiwilligen Leistungen auf die Absicht geschlossen werden kann, die Steuerpflicht zu vermindern.
(2) Der Geldwert der Nebenleistungen wird, soweit erforderlich, vom Landkommissar nach Anhörung eines von ihm zu benennenden geeigneten Sachverständigen geschätzt.
(3) Bei der Unterverpachtung einer Jagd gilt der von dem Unterverpächter zu entrichtende Pachtpreis als Jagdwert, wenn er den von dem Pächter zu entrichtenden Pachtpreis übersteigt. Andernfalls ist der von dem Pächter zu entrichtende Pachtpreis als Jagdwert der Besteuerung zugrunde zu legen.
(4) Wird während des Steuerjahres der Pachtpreis für die Jagd erhöht, so erhöht sich, wird er herabgesetzt, so ermäßigt sich

die Steuer vom Beginn des Vierteljahres an, in dem die Erhöhung oder Herabsetzung in Kraft tritt, entsprechend. Das gleiche gilt bei einer Erhöhung oder Herabsetzung des Pachtpreises für die Unterverpachtung.
§ 4. (1) Bei nichtverpachteten Jagden gilt als Jagdwert der Pachtpreis (§ 3 Absatz 1), der nach der Beschaffenheit der Jagd unter Berücksichtigung aller preisbeeinflussenden Umstände gewöhnlich bei einer Verpachtung zu erzielen wäre. Ungewöhnliche oder lediglich persönliche Verhältnisse sind nicht zu berücksichtigen.
(2) Bei glaubhaftem Nachweis der tatsächlichen Roheinnahme aus einer nichtverpachteten Jagd hat auf Antrag der Steuerpflichtigen diese Roheinnahme als Jagdwert zu gelten. Zu der Roheinnahme gehören insbesondere auch alle Entgelte, die der Jagdausübungsberechtigte durch die Erteilung einer Jagderlaubnis (§ 14 des Reichsjagdgesetzes) erhält.
§ 5. Ausnahmsweise kann der in § 4 Absatz 1 bezeichnete Preis auch bei verpachteten Jagden als Jagdwert der Besteuerung zugrunde gelegt werden, wenn der im Vertrag ausbedungene Pachtpreis einschließlich der Nebenleistungen offensichtlich niedriger als dieser Preis ist.
§ 6. Die Ausübung der Jagd in nichtverpachteten Jagden des Reiches oder eines Landes oder einer Gemeinde sowie auf Grundflächen, die nach § 6 Absatz 1 des Reichsjagdgesetzes einem nicht verpachteten Eigenjagdbezirk des Reiches oder eines Landes oder einer Gemeinde angegliedert worden sind, bleibt steuerfrei.
§ 7. (1) Die Steuerpflicht beginnt mit dem ersten Tage desjenigen Kalendervierteljahres, in welchem die Voraussetzung des § 1 Absatz 1 eingetreten ist. Sie endet mit dem letzten Tage desjenigen Kalendervierteljahres, in welchem die Voraussetzung des § 1 Absatz 1 weggefallen ist.
(2) Bei einem Wechsel in der Person des Jagdausübungsberechtigten wird die gezahlte Steuer auf die zu zahlende angerechnet, wenn und insoweit die Vorschriften über Anfang und Ende der Steuerpflicht ebenfalls eine doppelte Erhebung der Steuer zur Folge haben würden.
§ 8. (1) Der Eintritt der Steuerpflicht sowie Veränderungen in den die Steuerpflicht begründenden und die Höhe der Steuer bestimmenden Verhältnissen sind von dem Steuerpflichtigen unter Angabe der für die Veranlagung erheblichen Tatsachen binnen zwei Wochen dem Landkommissar anzuzeigen.
(2) Werden die für die Veranlagung der Steuer erheblichen Tatsachen dem Landkommissar auf sein Verlangen nicht inner-

